

JAHRBUCH 2016



FRIEDEN



SOS
KINDERDÖRFER
WELTWEIT

FRIEDEN



Eine Gruppe von Kindern aus Damaskus, Libanon, zeigt voller Optimismus das Peace-Zeichen.

4 Vorwort

Griechenland

10 „Wir können nicht zurück!“

Ruanda

16 Für den Frieden, für die Mädchen

20 Was Menschen verbindet

22 Zwei Leben

Sri Lanka

28 Ein Ort des Friedens

Mazedonien

36 Raus aus der Isolation, rein in die Gesellschaft

44 Wunsch und Wirklichkeit

Bolivien

50 Unheilige Traditionen

54 Sanfte Rebellion

Indien

60 Chancengleichheit für Mädchen

Libanon

70 „Wir sind für alle Kinder da!“

77 Wie die kleine Amal dem Schattendasein entkam

Südsudan

82 Ein Dorf auf der Flucht

90 Die Friedenstaube

Vorwort

**Liebe Leserin, lieber Leser
des SOS-Jahrbuches,**

„Frieden“ ist der sehnsuchtsvolle Begriff, der die Beiträge in diesem Büchlein aus acht verschiedenen Ländern zusammenfasst. Dabei geht es um ganz verschiedene Arten des Friedens: den Frieden zwischen Völkern, die Beseitigung von Diskriminierung, Ausbeutung und anderen Formen von Ungerechtigkeit. Es geht aber auch um den inneren Frieden von Menschen. Wir stellen also ziemlich hohe Ansprüche. Unsere Sehnsucht nach Frieden scheint uns zwar in die Wiege gelegt zu sein, aber ob wir in unserem Leben die rechten Mittel und Wege erlernt haben – und immer wieder neu erlernen –, dass diese Sehnsucht auch zur Wirklichkeit wird, ist eine andere Frage.

Das Erlernen der Fähigkeit, für Frieden zu sorgen, ist etwas, das in allen Einrichtungen und Initiativen der SOS-Kinderdörfer weltweit selbstverständlich ist. Manchmal ist das Überwinden von Feindschaft das erklärte Ziel. Nämlich dann, wenn zum Beispiel Kinder verfeindeter Volksgruppen in SOS-Kinderdörfern aufwachsen, wo die Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppe auf einmal gar nicht mehr so wichtig ist. Ein

Beispiel hierfür ist in diesem Heft der Beitrag über Ruanda. Oder Libanon, wo Kinder aus verschiedenen Religionen wie selbstverständlich miteinander klar kommen. Man muss sich fragen, warum um Himmels Willen die Erwachsenen dieser verschiedenen Religionen und Völker sich außerhalb des Kinderdorfes buchstäblich mit aller Gewalt gegenseitig umbringen müssen. Wie im Nachbarland Syrien. Spricht es nicht für die Menschen dort, wenn sie fliehen, um nicht zwangsrekrutiert zu werden? Denn welcher Mensch ist schon bereit, Landsleute umzubringen? Die Mutter dieser Familie, Nour mit Namen, erzählt von den Rückschlägen und der Angst auf der Flucht. Ihre Erzählung schließt sie mit den Worten: „Wenn man ein Kind hat, muss man es versuchen.“

An den unbedingten Willen des „Es-versuchen-müssens“ durch den Gründer der SOS-Kinderdörfer, Hermann Gmeiner, erinnern die Gedanken in diesem Büchlein rund ums „Haus Frieden“ im allerersten SOS-Kinderdorf in Imst. Das Frieden schaffen in und zwischen den Menschen war es, was Hermann Gmeiner angetrieben hat. Man muss es versuchen.

Seit jenen Tagen ist die Idee der SOS-Kinderdörfer in der ganzen Welt heimisch geworden. Nach Mazedonien kamen die SOS-Kinderdörfer erst spät. Aus diesem Land lesen Sie die Geschichte, wie unsere

Leute versuchen, Diskriminierung und Vorurteile zu überwinden, damit Kinder und Jugendliche in Frieden ihren Weg gehen können. Manchmal gelingt es nicht, wie die Geschichte des Mädchens Maria zeigt. Zurück bleiben Wut und Enttäuschung über Gesetze, aber auch überkommene Ansichten und Gewohnheiten, die das Wohl und den Frieden des Kindes zunichtemachen. Trotzdem: Man muss es versuchen. Damit nicht andere Kinder Marias Schicksal teilen müssen.

Ansichten und Gewohnheiten, die sich nur langsam ändern, sind auch in den Geschichten aus dem Libanon und Indien das Thema: Uneheliche Kinder im Libanon haben kaum eine Chance, Mädchen in Indien sind vielerorts immer noch Menschen zweiter Klasse. Unsere Kollegen vor Ort arbeiten mit einer schier unglaublichen Ausdauer daran, diesen Kindern ein selbstbestimmtes Leben in Frieden zu ermöglichen. Sie finden bei uns ein Zuhause, in dem sie angenommen und geliebt werden. Sie wachsen in dem Gefühl auf „Ich bin etwas wert“ und sie haben die Möglichkeit, an diesem „Etwas-wert-Sein“ in Schule, Berufsschule oder gar Universität weiter zu wachsen. Dass unsere SOS-Kollegen bei ihrem Einsatz für uneheliche Kinder, Mädchen und viele andere Kinder zumindest am Anfang den Gegenwind bestimmter Moralvorstellungen und Gewohnheiten aushalten

müssen, verdient unsere Hochachtung. Dazu braucht es Mut. Der Friede, der hierbei entstehen kann, ist es wert. Man muss es versuchen.

Die oben erwähnte Geschichte aus Ruanda hat aber auch noch eine ganz andere Nuance des Friedens. Erzählt wird von der SOS-Mutter Brigitte. Sie hat miterleben müssen, wie ihre Familie vor 20 Jahren abgeschlachtet wurde. Sie hatte nichts mehr. Auch keine Hoffnung. Durch die Fürsorge für ihren wieder aufgetauchten kleinen Neffen fand sie schließlich ins Leben zurück. Jetzt ist sie SOS-Kinderdorf-Mutter. „Ich glaube, dass Gott mich am Leben ließ, damit ich noch einmal Mutter sein darf“, sagt sie zum Schluss ihres Berichts. Man muss es versuchen.

Wie Brigitte in Ruanda so erging es auch der 14-jährigen Mary und ihrer Schwester in Sri Lanka: Sie mussten im Bürgerkrieg das Sterben der Menschen um sich herum miterleben. „Es regnete Feuer“, beschreibt Mary das, was sie in ihren ersten Lebensjahren geprägt hat. Für die SOS-Kinderdörfer war es ein Meilenstein, im kriegsgeplagten Jaffna im Norden Sri Lankas ein Dorf für die Waisen des Krieges einrichten zu können. „Hier ist mein Zuhause“, sagt Mary.

Vielleicht sollten wir uns ein bisschen von der gewohnten Vorstellung frei machen, die SOS-Kinderdörfer

seien eine Ansammlung von Häusern. Das ist zwar sehr zutreffend, aber auch sehr unvollständig. Es gibt inzwischen so viele verschiedene Einrichtungen und Initiativen der SOS-Kinderdörfer weltweit, da ist das Dorf mit seinen Häusern nur eine von vielen Möglichkeiten, Kindern ein Zuhause zu geben. „SOS-Kinderdörfer“ – das ist allem voran eine Idee, ein Ort, ein Raum, an dem Kinder (und auch Erwachsene) Frieden finden, lernen und leben.

Danke, dass Sie diese Idee unterstützen.

Ihr

Wilfried Vysložil

Dr. Wilfried Vysložil

Vorstandsvorsitzender der SOS-Kinderdörfer weltweit



Vorstandsvorsitzender Dr. Wilfried Vysložil

*Die Flucht einer syrischen
Familie nach Lesbos, wo SOS
Nothilfe leistet*

„Wir können nicht zurück“

In der Dunkelheit kamen die Lichter von Lesbos immer näher. Die See war ruhig, doch plötzlich begann das Schlepperboot immer stärker zu schaukeln: Eine Bugwelle rollte heran und kündigte ein Marineschiff an, das sich aus der Nacht schob. „Es kam von der türkischen Seite, und ich hatte Angst, es wäre ein türkisches Boot, das uns zurückholen würde“, erzählt Nour Essa (30). Über das Gesicht der Syrerin huscht ein kurzes Lächeln. „Doch es war die griechische Küstenwache.“ Die Besatzung nahm sie, ihren Mann Hasan Zaheda (31) und ihren kleinen Sohn Riad (2) an Bord und brachte sie nach Lesbos, zusammen mit über 50 weiteren Flüchtlingen, die sich im Schlepperboot befanden.

Es war die Nacht des 18. März 2016, kurz bevor das EU-Türkei-Abkommen in Kraft trat. Wäre die syrische Familie nur ein paar Tage später über die Ägäis geflohen, dann würde sie nun im Auffanglager Moria hinter Stacheldraht sitzen: Seit dem 20. März

illegal einreisende Flüchtlinge werden in die Türkei abgeschoben.

Doch der Reihe nach: Die Familie stammt aus einem Dorf in der Region von Damaskus. Sie hatten dort ein eigenes Haus und Nour Essa und ihr Mann waren beide als Agrarwissenschaftler beim Staat angestellt.

Während des Bürgerkriegs übernahmen Rebellen die Kontrolle über ihr Dorf. „Man wusste, dass wir für den Staat arbeiteten, und das war gefährlich: Leute wurden deswegen verschleppt und gefoltert“, erzählt Nour Essa. „Wir hatten Angst und zogen zu meiner Familie nach Damaskus.“ Ende 2015 erhielt ihr Mann dann als Reservist den Einberufungsbefehl. Doch Hasan Zaheda wollte auf keinen Fall als Soldat in dem grausamen Bürgerkrieg kämpfen. Sie verkauften ihr Haus, weit unter Wert – aber sie brauchten das Geld für ihre Flucht, die im Dezember 2015 begann.

„Ich wurde als Deserteur gesucht“, sagt Hasan Zaheda. Also flohen sie durch das Gebiet der Terrormiliz „Islamischer Staat“ (IS). Auf der Ladefläche eines Viehtransporters ging es durch die Wüste, während russische Jets und syrische Hubschrauber über sie hinwegdonnerten.

Ihre Flucht führt sie zunächst in den Osten des Landes, dann nach Ar-Raqqa, der „Hauptstadt“ des IS in Syrien. Doch als sie in die Türkei wollten, verweigerten die Islamisten ihnen die Ausreise. „Sie wollten, dass wir als Dschihadisten für sie kämpfen“, sagt Nour Essa. Also riskierten sie erneut ihr Leben, um dem IS zu entkommen. In einem Dorf, beim Gebet in der Moschee, hatte Hasan Zaheda einen Mann kennengelernt, der sie nachts ins Nachbardorf führte, das von den gemäßigten Rebellen der Freien Syrischen Armee kontrolliert wurde. Von deren Gebiet gelangten sie in die Türkei: ein stundenlanger Nachtmarsch, während türkische Soldaten Warnschüsse abgaben.

In der Türkei war die Familie aber keineswegs in Sicherheit: Im Landesinneren wurden sie von Verbrechern gekidnappt und kamen nur gegen Lösegeld wieder frei. Schließlich gelangten sie zur Küste. Drei Mal versuchten sie mit Schlepperbooten nach Griechenland überzusetzen, drei Mal wurden sie von türkischen Sicherheitskräften aufgegriffen und zurückgebracht. Dann wagten sie es ein viertes Mal – und schafften es nach Lesbos.

Nun befindet sich die syrische Familie in dem Durchgangslager Kara Tepe. Sie sind in einer der rund 200 Notunterkünfte untergebracht: in einer kleinen Hütte mit weißen Plastikwänden, nur etwa vier mal acht



Nour Essa und ihre Familie blicken in eine ungewisse Zukunft.

Schritte groß, doch die Familie schläft hier alleine und hat Privatsphäre. Mehrere Hilfsorganisationen engagieren sich im Camp. So haben die SOS-Kinderdörfer eine Nothilfe-Kindertagesstätte eingerichtet: SOS-Mitarbeiter spielen, malen, tanzen und singen mit den Kindern. „Es ist offensichtlich, dass die Verhältnisse hier gut sind“, meint Nour Essa.

Das war nicht immer so: Im Sommer 2015, auf dem Höhepunkt der Flüchtlingskrise, drängten sich in Kara Tepe 10.000 Menschen. Der Leiter des Camps, Stavros Myrogiannis, hat seitdem viel getan, um die Bedingungen zu verbessern. Doch nun steht das Durchgangslager weitgehend leer. „Wir warten und blicken nach Moria“, sagt Myrogiannis.

Seit dem Inkrafttreten des EU-Türkei-Abkommens werden neu ankommende Flüchtlinge im sogenannten „Hotspot“-Camp in Moria interniert. Anders als zuvor dürfen sie das überfüllte Auffanglager nach der Registrierung nicht verlassen. Vor dem verschlossenen Tor haben Einsatzkräfte der Polizei Stellung bezogen, hinter dem Zaun demonstrieren Flüchtlinge gegen Internierung und die drohende Abschiebung zurück in die Türkei. Mehrere Hilfsorganisationen haben scharf kritisiert, dass Flüchtlinge in Moria de facto eingesperrt werden. Auch herrscht Unklarheit, wie das Abkommen konkret umgesetzt werden soll. Was geschieht mit Härtefällen, wie Müttern mit Babys? Wie werden die Asylanträge geprüft?

Anders als Moria bleibt Kara Tepe ein offenes Camp, einen Stacheldrahtzaun gibt es nicht. Nour Essa weiß, dass ihre Familie großes Glück hatte. Die Abschiebung in die Türkei wäre für sie ein Alptraum. „Wir können nicht zurück“, sagt sie eindringlich mit geweiteten

Augen. „In der Türkei finden wir keine Arbeit und in Syrien können wir nicht mehr leben.“ Nun heißt es warten in der Hoffnung, dass ihr Antrag genehmigt wird: Die Familie will nach Frankreich, wo Nour Essa studiert und 2013 ihren Master gemacht hat, bevor sie in ihre vom Krieg gezeichnete Heimat zurückkehrte. „Ich weiß, wir werden unser Ziel erreichen, selbst wenn es noch Monate dauert.“ Sie nimmt ihren Sohn Riad in den Arm. „Wir sind für ihn geflohen. Wenn man ein Kind hat, dann muss man es versuchen.“



Eine SOS-Mitarbeiterin beim Spielen mit einem Flüchtlingskind in Kara Tepe, Griechenland

SOS nutzt Basketball-Turniere, um Mädchen für Bildung zu begeistern

Für den Frieden, für die Mädchen!

Über 20 Jahre ist der Bürgerkrieg in Ruanda nun her, doch die Folgen sind bis heute spürbar. Gerade weil es keine fremde Macht war, die das ostafrikanische Land von außen angriff, sondern mit Hutu und Tutsi zwei ruandische Volksgruppen aufeinanderprallten, waren die



Das stolze Siegerteam des Basketballturniers am SOS-Berufsbildungszentrum Kigali, Ruanda

Folgen für das Land so verheerend. Die Hutu stellten 1994 Mehrheit und Regierung in Ruanda; radikale Hutu ermordeten während des Bürgerkriegs rund 90 % der Tutsi-Minderheit sowie gemäßigte Hutu. Die SOS-Kinderdörfer unterstützten die einheimische Bevölkerung in dieser schweren Zeit und halfen anschließend beim Wiederaufbau des Landes. Der Friedensprozess gestaltete sich langwierig, und noch heute leidet das Land unter den Nachwirkungen des Bürgerkriegs.

In die SOS-Kinderdörfer Ruandas kamen Kinder, deren Eltern im Genozid ermordet worden waren, und SOS-Mütter, die alles verloren hatten. Gemeinsam bauten sie sich ein neues Leben auf. Heute kann Ruanda Schritt halten mit seinen Nachbarstaaten, und die SOS-Mitarbeiter vor Ort können sich ganz anderen Herausforderungen stellen, wie etwa dem Bildungsangebot für Mädchen. Dass man hier auch mit unkonventionellen Mitteln zum Ziel kommt, zeigt sich am Beispiel des Basketball-Feldes auf dem Gelände des SOS-Berufsausbildungszentrums in Kigali.

Das Basketball-Feld kommt natürlich in erster Linie den rund 300 SOS-Berufsschülern und Jugendlichen aus der Nachbarschaft zu Gute. Viel raffinierter aber ist der Hintergedanke, den Alfred Munyentwari, Nationaler Direktor von SOS-Ruanda, hat: Er möchte künftig regelmäßig Mädchen-Teams aus der Region zu



Die Basketballturniere in Kigali begeistern Jugendliche aus der ganzen Umgebung.

Basketball-Turnieren einladen und ihnen anlässlich ihres Besuchs dann auch das SOS-Berufsausbildungszentrum zeigen. Munyentwari's Traum ist es, zumindest einen Teil der Besucherinnen für eine Ausbildung zu begeistern. Denn in Ruanda gilt eine Ausbildung für Mädchen in weiten Teilen der Gesellschaft als wenig erstrebenswert. Die Sportangebote am SOS-Berufsausbildungszentrum in Kigali erfüllen, neben der Motivation von Mädchen für Weiterbildung, gleich mehrere wichtige Funktionen: Zum einen verstärken sie den Kontakt zwischen den SOS-Schülern und -Mitarbeitern und ihren Nachbarn. Dann holen sie die Jugendlichen von der Straße – wer sich beim Sport auspowert, kommt nicht vor Langeweile auf dumme Gedanken –, und sie dienen auch noch dem Austausch mit vielen anderen Schulen und Ausbildungszentren: Welch schönere Form der Verständigung ließe sich denken?



Im SOS-Berufsausbildungszentrum Kigali erhalten Mädchen eine fundierte Ausbildung.

Um Mädchen für eine Ausbildung im Berufsausbildungszentrum zu begeistern braucht es mehr als einen Vortrag, sagt Munyentwari, denn so etwas langweilt Jugendliche. Ein Basketball-Turnier hingegen begeistert nicht nur die Spielerinnen, sondern auch deren Freundinnen. Mädchen, die sonst nie und nimmer freiwillig zu einem Vortrag in das SOS-Berufsausbildungszentrum kämen, wären mit Feuereifer bei der Sache, wenn an ebendiesem Ort ein Basketball-Turnier anstünde. Unter großer medialer Beachtung fand bereits das erste Basketball-Turnier statt. Acht Teams à zwölf Spielerinnen traten gegeneinander an, und damit acht mal zwölf Mädchen und deren Freundinnen, die das SOS-Berufsausbildungszentrum kennenlernten. Die Zahl der Mädchen, die dort eine Ausbildung beginnen, wird hoffentlich schon bald steigen!

*Die SOS-Familienhilfe lässt
eine alte Tradition in Ruanda
neu aufleben*

Was Menschen verbindet

In Ruanda, dem „Land der tausend Hügel“, lebt ein Großteil der Einwohner von Subsistenzwirtschaft. Doch im bevölkerungsreichsten Land Afrikas schaffen es viele Menschen nicht, das Geld für ein Fleckchen Land oder Tiere aufzutreiben und leben deshalb in bitterster Armut.

Wer hier jemandem eine Kuh zum Geschenk macht, kann sich der lebenslangen Verbundenheit des Beschenkten sicher sein. Dieses Grundprinzip macht sich auch das Familienhilfeprogramm der SOS-Kinderdörfer zu Eigen: Arme Familien werden mit einer Kuh ausgestattet und erhalten zusätzlich einen Mikrokredit, um sich ein Stückchen Land kaufen zu können. Die Kuh liefert der Familie Milch und vom angebauten Gemüse kann sie gut leben. Irgendwann kommt dann ein Kälbchen. Nach einer Vereinbarung zwischen der Familie und SOS gibt die Familie das Jungtier an eine andere bedürftige Familie weiter. Dabei entsteht zwischen diesen beiden Familien ein Band, das ein Leben

lang hält. Und die Familie, die das Kälbchen verschenkt, ist mit einem Mal nicht mehr Hilfsempfänger, sondern selbst Gebender, was das Selbstbewusstsein der Menschen enorm stärkt – und auch die Verbundenheit zwischen den Menschen. Diese tief empfundene Dankbarkeit hatte zu Zeiten des Völkermordes von 1994 vielen Menschen das Leben gerettet. Sie fanden auf der Flucht vor den mordenden Hutu Zuflucht bei Nachbarn, denen sie zuvor ein Tier geschenkt und damit oft das Überleben dieser Familie gesichert hatten. In der SOS-Familienhilfe in Ruanda hat dieses Prinzip zu Recht einen festen Platz.



Kühe spielen eine wichtige Rolle in der ruandischen Gesellschaft – und in der SOS-Familienhilfe vor Ort.



Brigitte hat den Genozid in ihrer Heimat überlebt und ist nun mit Hingabe SOS-Mutter

Zwei Leben

Brigitte ist das Sinnbild einer afrikanischen Mutter: warmherzig, stark, fröhlich. Wie ein Fels in der Brandung ist sie bei allen großen und kleinen Problemen Anlaufstelle für ihre zehn Kinder. Brigitte ist SOS-Mutter und kümmert sich um zehn verwaiste Kinder. Die Familie lebt in einem der drei SOS-Kinderdörfer Ruandas. Wenn Brigitte über jene drei Monate im Jahr 1994 spricht, in denen Hass und Gewalt ihre Heimat regierten, ist ihre Stimme ruhig und gefasst. Umso mehr gehen ihre Schilderungen unter die Haut.

„Es war früher Morgen, als sie unser Haus stürmten, bewaffnet mit Macheten, Lanzen, Messern, Schwertern, Beilen – einfach mit allem, womit man töten kann“, beginnt Brigitte ihre Erinnerungen. „Sie“, das waren Hutu-Milizen. „In meinem Haus, in meiner Straße wurden alle umgebracht, aber ich überlebte, weil die Angreifer mich für tot hielten. Nachbarn zogen mich unter den Leichen hervor und brachten mich in ein Versteck. Doch da konnte ich nicht bleiben, weil die Hutu nach Überlebenden suchten. Eine Nonne nahm mich in ihr Haus auf. Doch ich wusste, dass jetzt auch ihr Leben in Gefahr war, deshalb entschloss ich mich zu gehen. Zum Abschied betete sie für mich und bat mich, ihrer zu gedenken, wenn ich im Himmel sei. Ich stolperte los, doch an allen Straßenecken fanden Hinrichtungen statt, überall lagen Leichen. Warum auch immer: Keiner kümmerte sich um mich.“

„Ich hatte alles verloren und glaubte nicht, dass auch nur einer meiner Verwandten überlebt haben könnte. Ich war so verwirrt, dass ich nicht einmal mehr wusste, wie viele Familienmitglieder ich vor jener Nacht gehabt hatte. Alles, woran ich mich erinnern konnte, war, dass wir einmal eine große Familie gewesen waren. Ich war ohne jede Hoffnung. Doch ein Wunder geschah: Nach ein paar Monaten fand ich plötzlich meine jüngste Schwester und meinen kleinen Neffen wieder. Sie hatten überlebt! Und sie brauchten mich,

da sie noch sehr jung waren. Ich hatte wieder einen Grund zu leben! Wir hatten nichts zu essen, nichts anzuziehen, kein Zuhause – aber wir hatten uns! Vor dem Bürgerkrieg war ich Lehrerin gewesen, jetzt machte ich alle möglichen Arbeiten, nur um die Kinder und mich durchzubringen. Denn ich wusste: Mein Leben war noch nicht zu Ende. Ich hatte eine Aufgabe, ich musste arbeiten und gegen das Unrecht ankämpfen, das binnen weniger Wochen einen Großteil meiner Landsleute das Leben gekostet hatte. 1999 hörte ich dann im Radio, dass die SOS-Kinderdörfer Mitarbeiter suchten. Von SOS hatte ich noch nie etwas gehört, das einzige, was mich damals interessierte, war, dass SOS nach Müttern suchte für Kinder, die alles verloren hatten. Genau wie ich. Diese Aufgabe war wie für mich gemacht!“

Brigitte erzählt auch, dass es die Gemeinschaft bei SOS war, die ihr von Anfang an Kraft gab und sie überzeugte, am richtigen Ort für die richtige Sache einzutreten: „Als ich ins SOS-Kinderdorf zog, traf ich auf ganz unterschiedliche Menschen, die einander hilfsbereit unterstützten. Wir kamen aus den beiden Volksgruppen, deren Rivalität den Völkermord in Ruanda ausgelöst hatte – im SOS-Kinderdorf spielte das keine Rolle.“

Erst ganz zum Schluss des Gesprächs offenbart Brigitte, was sie seit jener Nacht im April 1994 tief in ihrem Herzen verborgen hielt: Sie war schon einmal Mutter gewesen. „Als die Täter in unser Haus einbrachen, haben sie zuerst meinen Mann und meinen größeren Sohn vor meinen Augen in Stücke gehackt, dann hat einer von ihnen mein Baby erschlagen. Heute geht es mir wieder gut, weil ich eine sinnvolle Aufgabe habe. Ich glaube, dass Gott mich am Leben ließ, damit ich doch noch einmal Mutter sein darf.“



Brigitte ist stolze SOS-Mutter einer Großfamilie.

*Im ehemaligen Bürgerkriegsgebiet
entstand ein neues SOS-Kinderdorf*

Ein Ort des Friedens

Die neuere Geschichte Sri Lankas zeigt eine tragische Parallele zu Ruanda: Hier wie dort prallten zwei Volksgruppen in unversöhnlichem Hass aufeinander.



Das neue SOS-Kinderdorf Jaffna im Norden Sri Lankas

Und in beiden Ländern standen die SOS-Kinderdörfer den verfolgten Menschen in Zeiten des Krieges offen und begleiteten sie anschließend durch den schmerzvollen Prozess der Aussöhnung.

Während der Genozid in Ruanda bereits über zwei Jahrzehnte zurück liegt, endeten die Auseinandersetzungen zwischen Singhalesen und Tamilen erst 2009. Viele SOS-Kinder haben den Bürgerkrieg noch lebhaft vor Augen. Diese Erfahrung hat eine ganze Generation von ihnen geprägt.

Zentrum des Grauens war bis 2009 der Norden des Inselstaats. Hier kämpften Tamilen für einen unabhängigen Staat. Und hier, in einem kleinen Dorf an der Küste, lebte auch die heute 14-jährige Mary mit ihrer Familie. Seit Mary denken kann, war ihr Heimatdorf Schauplatz blutiger Kämpfe. Mary weiß, dass sie einen älteren Bruder hatte, doch sie hat keine Erinnerung an ihn, denn die LTTE, die tamilische Rebellenorganisation, hatte ihn zwangsrekrutiert, als sie selbst noch ganz klein war.

Während der letzten Kriegsmonate kesselten die Regierungstruppen das Gebiet rund ums Dorf ein, um die Rebellen zu stellen. Mary und ihre Familie wanderten mit ihren Nachbarn von Ort zu Ort, immer auf der Suche nach einem sicheren Unterschlupf abseits

der Kämpfe. Nach und nach ließen sie überall etwas von ihrem Besitz zurück, am Ende hatten sie nichts mehr außer ihrem Leben. Mary hat auf ihrer Flucht nie einen Soldaten oder Rebellen gesehen, sie hörte stets nur das Artilleriefeuer und das Knattern der Armeehubschrauber. „Sie haben Feuer auf uns geworfen“, beschreibt sie ihre Erinnerungen.

So ging es wochenlang. Oft litten Mary und ihre Familie Hunger. Nachts durften sie keine Feuer machen aus Angst, entdeckt zu werden. Sie mussten im Freien schlafen, auch wenn es in Strömen goss. „Irgendwann haben wir uns daran gewöhnt“, erzählt Mary.

Dann kam jene Nacht, in der Marys Familie es nicht mehr schaffte, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Wieder regnete es Feuer, und diesmal traf das Feuer Marys Mutter und Vater. Mary, ihre jüngere Schwester Vidharshana und ihre Großmutter schlossen sich anderen Dorfbewohnern an und wanderten weiter. Irgendwann las ein Bus die Überlebenden auf und brachte sie nach Chettikulam in ein riesiges Flüchtlingslager. Die dortige SOS-Nothilfe-Unterkunft für Kinder wurde für Mary und Vidharshana ein vorübergehendes Heim, während ihre Großmutter ganz in der Nähe Unterschlupf fand.

Die kleinen Bewohner der SOS-Nothilfe-Unterkunft bildeten das „Gründungsteam“ für das sechste SOS-Kinderdorf des Inselstaats. Jene 73 Kinder aus Chettikulam, bei denen sich keine Familienangehörigen mehr fanden oder bei denen die Angehörigen nicht in der Lage waren, die Kinder großzuziehen, zogen als erste ins neue SOS-Kinderdorf Jaffna. So geschah es auch im Fall von Mary und Vidharshana, deren Großmutter zu alt und krank war, die Kinder aufzunehmen. Die Schwestern haben im SOS-Kinderdorf Jaffna eine zweite Chance auf ein Leben in Frieden bekommen. Das letzte Wort gebührt Mary: „Hier ist mein Zuhause!“, erklärt sie voller Überzeugung.



Mary hat im SOS-Kinderdorf Jaffna ein neues Zuhause gefunden.



Im SOS-Kinderdorf schöpfen die Kinder wieder neuen Lebensmut, was sich auch in ihren Bildern widerspiegelt.

*Ein SOS-Förderprogramm
unterstützt junge Roma-Familien*

Raus aus der Isolation, rein in die Gesellschaft

Es hat sich viel getan in Mazedonien während der vergangenen 25 Jahre: 1991 wurde das Land unabhängig, seit 2005 ist es Beitrittskandidat der EU und mittlerweile Mitglied zahlreicher internationaler Gremien. Rein geographisch gesehen liegt die ehemalige Teilrepublik Jugoslawiens in Europa, die Lebensbedingungen jedoch sind noch immer Lichtjahre von dem entfernt, was wir als selbstverständlich ansehen. Mazedonien ist in wirtschaftlicher Hinsicht eines der Schlusslichter Europas, wobei Jugendarbeitslosigkeit und Konflikte zwischen den verschiedenen Ethnien nur zwei der großen Herausforderungen sind, denen sich das Land stellen muss. Und genau hier setzt die Arbeit von SOS an.

In Skopje, der Hauptstadt Mazedoniens, befindet sich das Zentrum unserer Arbeit vor Ort. Ein Viertel der rund zwei Millionen Einwohner des Landes lebt in den zehn Stadtbezirken Skopjes, Gazi Baba ist einer davon. Ende 2015 startete SOS Mazedonien in diesem



*Von SOS betreute Roma-Mutter aus
Skopje, Mazedonien*



Die meist kinderreichen Roma-Familien leben unter erbärmlichen Bedingungen in Baracken.

sozialen Brennpunkt ein Entwicklungsprogramm für Jugendliche und junge Familien. Gefördert werden aber auch staatliche Sozialarbeiter, deren kommunikative Fähigkeiten im Umgang mit jungen Menschen ebenso geschult werden wie ihre Möglichkeiten, ihre Schützlinge erfolgreich auf dem Arbeitsmarkt unterzubringen. Auf diese Weise wird SOS letztlich mehrere Tausend Menschen erreichen.

Im Focus stehen dabei Roma-Familien. Im Zeitalter der political correctness werden sie zwar nicht mehr offen diffamiert, aber nach wie vor ausgegrenzt. Diese Ausgrenzung führt dazu, dass die Roma unter sich bleiben und in ihrer Isolation eine Lebensweise vertreten, die weder ihnen noch ihren Kindern gut tut. Eine Hauptaufgabe des SOS-Projekts ist es deshalb, die Integration der jungen Roma in die mazedonische Gesellschaft zu fördern. Schlimm genug, dass in Mazedonien die Jugendarbeitslosigkeit bei 54 % liegt - unter jungen Roma ist diese Zahl noch weitaus höher. Man darf die Schuld für diese Misere aber nicht alleine bei der Gesellschaft suchen, von der die Roma ausgegrenzt werden: Stellenweise fehlt es auch bei den Betroffenen selbst an persönlichen Kompetenzen wie Verantwortungsbewusstsein, Engagement und Eigeninitiative. Das will gelernt sein - und SOS hilft tatkräftig dabei!

Junge Roma-Familien tun sich bei der Eingliederung in die Gesellschaft doppelt schwer: Einerseits fehlt ihnen die Qualifikation für den Arbeitsmarkt, andererseits führt der eklatante Mangel an Kindergartenplätzen dazu, dass vor allem junge Mütter gar nicht erst die Möglichkeit haben, sich weiterzubilden oder arbeiten zu gehen. Auch dieser Aspekt wurde berücksichtigt, als es darum ging, ein Programm zu entwickeln, das dort ansetzt, wo Hilfe am nötigsten ist.

Das SOS-Förderprogramm für junge Roma in Gazi Baba ist mehrstufig aufgebaut:

1. Ein SOS-Sozialzentrum, das von Freiwilligen aus der Nachbarschaft mitgetragen wird und Weiterbildungsmaßnahmen für junge Roma anbietet, um sie für den einheimischen Arbeitsmarkt zu qualifizieren.
2. Eine SOS-Kindertagesstätte für den Nachwuchs der Teilnehmer am SOS-Förderprogramm. Zudem können die oft sehr jungen und entsprechend überforderten Eltern dort Erziehungskurse besuchen.
3. Weiterbildungskurse für Sozialarbeiter, damit sie den SOS-Gedanken in die Gemeinden tragen und vielen weiteren Roma helfen können.



*Kein guter Ort für Kinder:
Roma-Siedlung in Skopje, Mazedonien*

Wunsch und Wirklichkeit

Maria wurde verstoßen in dem Augenblick, als sie zur Welt kam. Ihre junge Mutter ließ sie bei der Großmutter zurück, die Maria bald darauf beim Jugendamt abgab. In den folgenden Jahren wurde Maria von Pflegefamilie zu Pflegefamilie weitergereicht und verbrachte dazwischen auch immer wieder Zeit im Kinderheim. Ein wirkliches Zuhause fand das Roma-Mädchen nirgendwo. Endlich, nach acht langen Jahren, schien ihre Odyssee ein glückliches Ende zu nehmen: Maria kam in die Familie von SOS-Mutter Snezhe ins SOS-Kinderdorf Skopje.

„Ich gehöre jetzt zu jemandem!“, erklärte Maria ihrer SOS-Mutter nach ihrem Einzug stolz. Für Maria war es eine vollkommen neue Erfahrung, liebevoll aufgenommen zu werden. Sie blühte in ihrer neuen Familie regelrecht auf. Zuvor war sie oft als „Zigeunerkind“ oder „schmutzig“ beschimpft worden – im SOS-Kinderdorf hingegen wusste jeder von Marias Herkunft, und niemand störte sich daran. In den folgenden Monaten gelang es Maria, sich gut in der Schule einzuleben. Ihre Noten waren solide, so dass Maria beste Aussichten hatte, später einmal selbständig ihren Lebensunterhalt bestreiten zu können. Friseurin oder Lehrerin wollte

sie werden. Das bedeutet viel angesichts der Tatsache, dass 98 % der Roma-Frauen in Mazedonien arbeitslos sind. Die wenigen, die doch Arbeit finden, werden zu meist ausgebeutet.



*Kinderzeichnung aus dem SOS-Kinderdorf
Skopje, Mazedonien*

Kurz nach Marias elftem Geburtstag tauchte ihre leibliche Mutter unerwartet im SOS-Kinderdorf auf, begleitet von Marias staatlich bestimmtem Vormund. Sie pochte auf ihr Recht als Erziehungsberechtigte, Maria zu sich zu nehmen. Und das Recht war auf ihrer Seite. Maria war völlig verstört, mit einer für sie wildfremden Frau mitgehen zu müssen. „Sie weinte und bettelte, bei mir bleiben zu dürfen“, erinnert sich SOS-Mutter Snezhe an diesen furchtbaren Augenblick. Doch Snezhe war der Situation genauso hilflos ausgesetzt wie Maria. „Ich sagte Maria, dass ihre Mutter sie genauso lieb habe wie ich und dass es ihr sehr gut gehen werde bei ihr.“ Trotzig fügt Snezhe hinzu: „Ich wünschte, ich hätte Maria nicht gehen lassen!“ Als ob sie oder Maria damals eine Wahl gehabt hätten.

Marias leibliche Mutter bestand darauf, jeden Kontakt zwischen Maria und ihrer SOS-Familie zu unterbinden. Beim Abschied erzählte sie noch, dass sie einen gut bezahlten Job im Ausland annehmen und mit Maria zusammen Mazedonien verlassen werde. So kam es, dass Maria nach drei glücklichen Jahren im SOS-Kinderdorf von einem Tag auf den anderen ausziehen musste. Ein Jahr lang hörte SOS-Mutter Snezhe nichts mehr von Maria.

Dann kam der Anruf. Maria meldete sich aus einem Waisenhaus in Serbien und erzählte Snezhe ihre

furchtbaren Erlebnisse, seit sie von ihrer Mutter abgeholt worden war. Ihre Mutter hatte sie nach Serbien gebracht und für 2.500 Euro als Ehefrau an einen Mann verkauft. Diese „Ehe“ war natürlich nicht rechtsgültig, innerhalb der Roma-Gemeinschaft aber durchaus üblich. Marias Mutter hatte sich noch am „Hochzeitstag“ endgültig aus dem Staub gemacht und ihr elfjähriges Kind in den Händen eines gewalttätigen Mannes zurückgelassen. Als sie es nicht länger aushielt, riss Maria aus und wurde schließlich von der serbischen Polizei aufgegriffen, schmutzig und hungrig. „Bei dem Gespräch mit Ihnen hat Maria zum ersten Mal gelächelt, seit sie zu uns kam“, erzählte der Leiter des Waisenhauses Snezhe, als er nach Maria ans Telefon kam. Er war sich sicher, dass Marias Vormund sich bald mit Snezhe und den SOS-Kinderdörfern in Verbindung setzen würde. Natürlich müssten die rechtlichen Vorgaben eingehalten werden, so der Beamte, das werde etwas Zeit in Anspruch nehmen, aber dann stünde Marias Rückkehr in ihre geliebte SOS-Familie nichts mehr im Wege.

Aus juristischen Gründen durften die SOS-Kinderdörfer in der Folge jedoch keinen Kontakt mehr zu dem Mädchen aufnehmen. Es gab viele Menschen, die damals trotzdem alle Hebel in Bewegung setzten, Maria zurück nach Skopje zu holen. Vergeblich.



Muttertagszeichnung eines mazedonischen Mädchens für seine SOS-Mutter

Das war vor acht Jahren. Seitdem hat SOS-Mutter Snezhe nichts mehr von Maria gehört. Heute ist Maria 20 Jahre alt. Die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass sie auf der Straße lebt, ausgebeutet und ausgestoßen.

Marias Beispiel zeigt, wie wichtig es ist, junge Roma zu unterstützen und ihnen Möglichkeiten zu bieten, Teil der Gesellschaft ihres Heimatlandes zu werden. Das SOS-Förderprogramm für jugendliche Roma und junge Roma-Familien in Gazi Baba ist inspiriert von Marias tragischer Geschichte: SOS betreibt unermüdlich Aufklärungsarbeit. Junge Roma müssen eine fundierte Ausbildung erhalten, um auf dem Arbeitsmarkt bestehen zu können. Eltern sollen verstehen, wie wichtig Bildung für ihre Kinder ist und wie desaströs die Zwangsverheiratung kleiner Mädchen sich auf deren Leben auswirkt.

Marias Mutter hat wahrscheinlich selbst nie Liebe erfahren und mit ihrem Kind nur das gemacht, was auch ihr Jahre zuvor angetan wurde. Es gilt, diesen Teufelskreis aus Armut, Unwissenheit und Isolation zu durchbrechen, um jungen Roma eine Chance auf ein glückliches Leben zu geben. Maria konnten wir nicht helfen. Dafür wollen wir anderen Kindern ein ähnliches Schicksal ersparen. Dafür steht das SOS-Förderprogramm in Gazi Baba.

*SOS hilft indigenen Frauen,
ihrer scheinbar ausweglosen Lage
zu entkommen*

Unheilige Traditionen

El Alto ist eine Stadt bei La Paz, dem Regierungssitz von Bolivien. Während sich in La Paz das politische und wirtschaftliche Leben Boliviens abspielt, herrscht in El Alto bittere Armut. Eine Seilbahn verbindet die Großstadt mit dem auf einem Hochplateau gelegenen Ort und damit zwei Welten miteinander. Die Wohnverhältnisse hier oben sind sehr beengt, das Klima ist rau und rau ist auch der Umgang der Menschen miteinander.

Ein Großteil der Einwohner von El Alto sind Zuwanderer, die auf der Suche nach Arbeit vom Land in die Stadt kommen. Sie gehören dem Volksstamm der Aymaras an und sind aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit und ihrem sozialen Status alltäglicher Diskriminierung ausgesetzt. Die meisten von ihnen sind nicht bei den Behörden registriert, sie hüten hier oben die Wohnräume von Menschen, die anderswo arbeiten, sind also selbst nicht wirklich verankert in El Alto. Gewalt stellt ein großes Problem dar, Bandenkriminalität ebenso wie familiäre Gewalt. Bedingt durch Armut und Unwissenheit werden viele der hier lebenden Kinder vernachlässigt. Frauen und Mädchen

sind Teil einer traditionellen Machokultur, die ihnen wenig bis gar keine Freiräume gestattet. Hilflosigkeit gepaart mit Schüchternheit stellen nicht nur für die Frauen selbst, sondern auch für die SOS-Mitarbeiter eine große Herausforderung dar, gestalten sie doch die erste Kontaktaufnahme schwierig.

Dass SOS-Bolivien hier helfen würde, ja musste, ergibt sich aus dem Selbstverständnis der Kinderhilfsorganisation, die seit 1968 vor Ort ist. Mitte der 1990er Jahre ergänzte die SOS-Familienstärkung das umfassende Programm von SOS-Bolivien und ist heute ein unverzichtbarer Bestandteil der Arbeit in dem südamerikanischen Land. Und der Bedarf ist nach wie vor enorm, was sich exemplarisch am Beispiel der SOS-Familienhilfe in El Alto zeigt.



Das SOS-Sozialzentrum von El Alto, Bolivien, bietet indigenen Familien ein umfangreiches Hilfsprogramm.

Aufgrund mangelnder Schul- und Berufsausbildung haben die Menschen hier nur Zugang zu einfachsten, oftmals gefährlichen und ausnahmslos schlecht bezahlten Tätigkeiten. Armut und Unwissenheit sind die Ursachen der Mangelernährung vieler Kinder. Aus der täglichen Überforderung, der Verzweiflung erwächst Gewalt von Männern gegen Frauen und Eltern gegen Kinder.

Am Standort El Alto umfasst das Hilfsprogramm für indigene Frauen deshalb drei Komponenten:

- Beratung der Familien hinsichtlich Gewaltprävention, Gesundheit und Erziehung
- Schulung von Gemeindemitgliedern zu Sozialarbeitern
- Eröffnung eines Berufsbildungszentrums



Typisches Familienhaus in El Alto, Bolivien

Sind die Frauen erst einmal erfolgreich im Programm integriert, ergeben sich die Fortschritte oft wie von selbst. Die Anfänge hingegen sind meist holperig und es dauert oft Wochen, bevor die Teilnehmerinnen bereit sind, sich zu öffnen. Haben die SOS-Psychologen und -Sozialarbeiter aber erst einmal das Vertrauen der Frauen gewonnen, hören sie Geschichten, bei denen die Namen der Protagonistinnen sich unterscheiden, die Erlebnisse aber ein wiederkehrendes Muster zeigen: Die Frauen haben von ihren Eltern oftmals wenig Zuneigung erfahren, Schläge gelten seit jeher als approbates Erziehungsmittel und Liebe wird nur selten gezeigt. Negativerfahrungen wiederholen sich auf diese Weise und werden von Generation zu Generation weitergegeben.

Die SOS-Mitarbeiter vermitteln den Frauen als erstes, dass sie etwas wert sind und dass viel mehr in ihnen steckt, als man ihnen bislang zugestanden hat. Frauen stärken, sie beruflich fördern und damit erreichen, dass sich das tradierte Rollenverständnis ändert, ist zentrales Moment der SOS-Familienhilfe.

Erfolgreich kann dieses Programm allerdings nur dann sein, wenn auch die Männer daran teilnehmen. Das zeigt das Beispiel von Doña Ema.

Sanfte Rebellion

Doña Ema wuchs auf dem Land auf. Wie viele Mädchen wurde sie schon sehr früh schwanger. Die Beziehung zu ihrem Mann war von Anfang an von Gewalt geprägt, trotzdem blieb Doña Ema bei ihm und bekam sogar noch ein zweites Kind. Auch das verbindet sie mit vielen Mädchen ihrer Herkunft. In der Hoffnung



Bild eines Kindes aus dem SOS-Sozialzentrum in El Alto, Bolivien



auf ein besseres Leben machte Doña Ema sich mit Mann und Kindern auf den Weg von ihrem Heimatdorf in die Großstadt. Im teuren La Paz konnte sich das Paar keine Wohnung leisten, also zog es hinauf nach El Alto und damit in das Elendsviertel schlechthin.

Als Doña Ema in das SOS-Programm aufgenommen wurde, war sie eine schüchterne junge Frau, die sich kaum zu sprechen traute und wenn überhaupt, nur im Flüsterton redete. Zu diesem Zeitpunkt waren Doña Emas Kinder drei und vier Jahre alt. Beide waren offensichtlich unterernährt und nicht altersgemäß entwickelt. Da Doña Ema und ihr Mann auf einer Baustelle arbeiteten, waren die Kinder tagsüber sich alleine überlassen. Und trotz harter körperlicher Arbeit reichte der Verdienst des Ehepaares nicht einmal aus, um genug Essen zu kaufen. Am wichtigsten war

es, die Kinder aufzupäppeln – noch vor allen anderen Maßnahmen. Deshalb erhielt Doña Ema als erstes Nahrungsmittelpakete. In der Folge nahm sie dann an Kursen zu Themen wie Ernährung, Hygiene und Gesundheitsvorsorge teil. Sie lernte, wie wichtig es gerade für Kinder ist, ausreichend und gesund zu essen, um sich entwickeln zu können. Sie verstand auch, dass ihre Kinder später in die Schule gehen müssen, um es einmal besser zu haben als sie und ihr Mann.

Zu den Kursen und Gesprächen im SOS-Sozialzentrum durfte Doña Ema ihre Kinder mitnehmen.

Die beiden Kleinen sahen dort zum ersten Mal in ihrem Leben Spielsachen – und waren begeistert! Nur mit großer Überzeugungskraft konnte ihre Mutter sie abends zum Heimgehen bewegen. Doña Ema bekam von SOS altersgerechte Spiele für ihre Kinder, die nun auch zuhause endlich Spielsachen haben.



Doña Ema mit ihren beiden Kindern

Doch es war durchaus kein Leichtes, Doña Ema und ihren Mann in Einzelgesprächen zum Umdenken zu



Die SOS-Familienhilfe versorgt Familien auch mit Spielzeug und Kinderbüchern.

bewegen. Zu lange hatten sie so gelebt, wie es ihnen ihre Eltern vorgelebt hatten. Von einem Tag auf den anderen fest gefahrene Rollen abzulegen war ihnen deshalb nicht möglich. Erst nach vielen behutsamen Versuchen konnten bisherige Verhaltensmuster aufgebrochen und ein langsames Umdenken in Gang gesetzt werden. Bei den Treffen mit Doña Ema und ihrem Mann stellte sich etwa heraus, dass beide von ihren eigenen Eltern nie in den Arm genommen worden waren. Dieser Mangel an körperlicher Zuneigung machte es ihnen auch unmöglich, ihre eigenen Kinder in den Arm zu nehmen, denn was sie selbst nie erlebt hatten, konnten sie auch nicht weitergeben. In langen Gesprächen wurde dem Paar vermittelt, wie wichtig Streicheleinheiten für Kinder sind und wie viel Schaden man einer Kinderseele durch körperliche Gewalt und Mangel an Zuneigung antun kann. Doña Ema und ihr Mann sind auch fest entschlossen, ihren Kindern den Schulbesuch zu ermöglichen, damit den beiden das harte Schicksal ihrer Eltern erspart bleibt.

In einem zweiten, ganz praktischen Schritt ermöglichte SOS Doña Ema den Besuch eines Handarbeitskurses und gewährte ihr einen Mikrokredit, den sie nutzte, um sich eine Strickmaschine zu kaufen. Heute stellt Doña Ema Kinderkleidung her, die sie selbst verkauft. Ihren Mikrokredit hat sie mittlerweile abbezahlt und ist jetzt sogar in der Lage, monatlich eine kleine



Stolz zeigt Doña Ema einer SOS-Mitarbeiterin ihre Strickmaschine.

Summe zurückzulegen. Wenn er abends heimkommt, hilft Doña Emas Mann seiner Frau sogar bei ihrer Arbeit an der Strickmaschine – so stolz ist er mittlerweile auf seine Frau und ihre Leistung.

Der letzte, aber für viele Teilnehmerinnen wichtigste Teil der SOS-Familienhilfe ist die Arbeit an einem Traum. Jede Teilnehmerin darf tief Luft holen und dann erzählen, welcher Wunsch ihr am meisten am Herzen liegt. Denn in der SOS-Familienhilfe sollen auch Träume realisiert werden! Doña Emas Traum sind ein eigenes Geschäft und eine eigene Wohnung, und dank ihres beruflichen Erfolgs ist dieser Traum in greifbare Nähe gerückt. Aus der introvertierten jungen Frau ist eine selbstbewusste Kleinunternehmerin geworden, die ihr Leben von Grund auf umgestaltet hat.

Das ehemalige SOS-Kind Maya bringt in den Slums Kindern das Lesen und Schreiben bei

Chancengleichheit für Mädchen

Indien ist riesig und riesig sind auch die Herausforderungen, vor denen das Land steht. Nach China die bevölkerungsreichste Nation der Erde, prallen in Indien große Gegensätze aufeinander: Hochtechnologisiert und wirtschaftlich erfolgreich auf der einer Seite, bettelarm und rechtlos auf der anderen, so ambivalent ist das Bild, das Indien der Welt von sich und seinen Bewohnern bietet. Berichte von massenhaften Übergriffen auf Mädchen und Frauen sorgen weltweit für Entsetzen und werfen nicht zuletzt in Indien selbst die Frage nach einem radikalen Umdenken in Politik und Gesellschaft auf, um Mädchen und Frauen Schutz und Chancengleichheit zu garantieren.

Seit die SOS-Kinderdörfer Anfang der 1960er Jahre in Indien aktiv wurden, ist die Arbeit nicht weniger geworden. Indische Kinder und ihre Not leidenden Familien brauchen SOS heute mehr denn je. Zwar wurde das Kastenwesen offiziell längst abgeschafft, doch bestimmen Religion und Sozialordnung nach wie vor



Farbenprächtiges Bild einer 16-jährigen Schülerin aus der SOS-Herman-Gmeiner-Schule in Greenfields, Indien

das Leben der meisten Menschen. Chancengleichheit existiert nur auf dem Papier, im Alltag herrscht Ungerechtigkeit. Das gilt nicht nur in Bezug auf die Herkunft, sondern auch in Bezug auf das Geschlecht.

An der Lebensgeschichte von Maya Dhal zeigt sich exemplarisch, wie und warum es Mädchen in Indien so schwer haben.



Maya ist heute 25 Jahre alt. Aufgewachsen ist die quirlige junge Frau im SOS-Kinderdorf Bhubaneswar am Golf von Bengalen. Dass sie überhaupt zur Welt kam, verdankt sie wohl nur der Tatsache, dass die Pränataldiagnostik vor einem Vierteljahrhundert noch nicht so weit verbreitet war wie heute. Man geht davon aus, dass in den vergangenen zehn Jahren in Indien weit über sechs Millionen Mädchen abgetrieben wurden

– eben weil sie Mädchen sind. Denn noch immer gilt die Tradition, dass ein Mädchen „teuer“ ist, weil es eine hohe Mitgift in die Ehe einbringen muss. Diese Mitgift treibt viele Familien an den Rand des Ruins. Mädchen kosten viel, bringen wenig ein, da scheint es oft vorteilhafter, sie gar nicht erst zur Welt kommen zu lassen. Die *Abtreibung von Mädchen* ist dabei weniger ein Problem der unteren Schichten als der Mittel- und Oberschicht, die sich medizinische Diagnostik und Behandlungen viel eher leisten können. Bei ihnen geht es auch weniger um die Mitgift als um den Wunsch nach einer Kleinfamilie mit mindestens einem oder ausschließlich Söhnen. Mehrere Gesetze, die die Selektion von Föten nach Geschlecht verbieten und Mädchen finanziell fördern, zeigen bislang wenig Wirkung.

Hat es ein kleines Mädchen in Indien auf die Welt geschafft, ist Mangelernährung die zweite große Gefahr, die ihm droht. Fast jedes zweite Kind in Indien ist unterernährt. „Indien ist in wirtschaftlicher Hinsicht ein Kraftpaket, aber ernährungstechnisch gesehen ein Schwächling“, konstatiert das Institute of Development Studies (IDS) in Großbritannien. Die Hauptgründe für diese Diskrepanz sind bürokratische Hürden – so sind etwa Frauen mit niedrigem sozialen Status per se von der staatlichen Lebensmittelversorgung ausgeschlossen – und die Weigerung der indischen Regierung,

Nahrungsergänzungsmittel mit hohem Energiewert zu importieren. Wieder sind es Mädchen, die von dieser Entwicklung besonders stark betroffen sind. Sie erhalten schlicht weitaus weniger zu essen als Jungen. Die indische Regierung sucht gemeinsam mit ausländischen Hilfsorganisationen nach Wegen, die **Mangelernährung von Kindern, insbesondere Mädchen**, zu bekämpfen, doch eine kurzfristige Lösung scheint nicht in Sicht.

Maya hingegen, die mit vier Monaten in ihre SOS-Familie kam, musste nie hungern. „Geburtstagsfeiern und Feste, daran denke ich oft!“, erzählt Maya mit leuchtenden Augen. „Wenn alle SOS-Familien des Dorfes zusammenkamen, spürte ich besonders viel Liebe und Verbundenheit.“ Nicht zu vergessen das leckere Essen, das Mayas SOS-Mutter Garima noch heute für ihre Tochter zubereitet. Wie damals schimpft Garima ihre Tochter auch heute noch, wenn die vor dem Essen schon aus den Töpfen nascht, und wie damals lässt sie sie dann doch gewähren.

Armut und **Kinderarbeit** gehen in Indien Hand in Hand. Gesetze gegen Kinderarbeit greifen praktisch nicht, denn wer kaum genug zum Überleben hat, muss seine Kinder arbeiten lassen. Ein **Schulbesuch** würde kein Geld einbringen, sondern nur Kosten verursachen. So droht den Kindern das gleiche Schicksal wie

ihren Eltern. Der indische Bundesstaat Kerala zeigt, dass es auch anders geht: 35 % der staatlichen Einnahmen fließen dort ins Bildungssystem – zum Vergleich: im gesamten Indien sind es durchschnittlich nur 3,5 % – und haben die Quote bei Kinderarbeit stark gesenkt. Mittlerweile kann in diesem Bundesstaat jedes Kind lesen und schreiben. Diese Kinder werden es einmal besser haben als ihre Eltern. Maya hat, wie alle Kinder in den SOS-Kinderdörfern weltweit, Kindergarten und Schule besucht. Anschließend hat sie ihren Bachelor-Abschluss (siehe Foto rechts) gemacht und sich auf das Hotelfach spezialisiert.



Mit ihren 25 Jahren ist Maya noch unverheiratet, was ungewöhnlich ist in Indien. Ein Großteil der Mädchen dort wird verheiratet, bevor sie volljährig sind. Auch hier hat die Gesetzgebung kaum Einfluss auf die Tradition. Mütter- und Kindersterblichkeitsrate steigen stark an, wenn die Mutter bei der Geburt sehr jung ist. Eine Untersuchung der Vereinten Nationen zeigte auf, dass **Kinderbräute** weitaus mehr und in kürzeren

Abständen Kinder bekommen, doppelt so häufig Abtreibungen vornehmen lassen und im Kindbett sterben als erwachsene Bräute. Maya blieb dieses Schicksal vieler ihrer Altersgenossinnen zum Glück erspart. Sie kann sich Zeit lassen mit der Familiengründung.

Aber es gibt durchaus Grund zu verhaltenem Optimismus: Sowohl die zentrale Regierung in Neu Delhi als auch einzelne Bundesstaaten machen mit neuen Gesetzen Druck auf die Gesellschaft, Mädchen besser zu schützen. Im Bundesstaat Madhya Pradesh etwa wurde *die Tradition der Mitgift* für illegal erklärt. In ganz Indien läuft derzeit eine viel beachtete Mädchen-Kampagne, die um wichtige Elemente ergänzt wurde: Eltern, die keine Söhne haben, bekommen Anspruch auf eine staatliche Pension; Familien werden ermuntert, Mädchen aus Waisenhäusern zu adoptieren. Allerdings geht man in Indien davon aus, dass es noch mehrere Generationen dauern wird, bevor Gesetz und Wirklichkeit eins sind.

Und Maya? Sie wurde unter 800 Bewerberinnen ausgewählt für eine Stelle als Trainee in einem der großen Hotels ihrer Heimatstadt. Daneben engagiert sie sich für die Ärmsten der Armen. Um auch anderen Kindern die Chance zu geben, die sie als Baby erhielt, geht Maya regelmäßig in die Slums ihrer Heimatstadt. Dort unterrichtet sie Kinder und versucht sie in einer Schule

unterzubringen. 27 Kinder betreut Maya derzeit und kauft von ihrem eigenen Geld Bücher, Hefte und Stifte für ihre Schützlinge. „Ich bin heute hier, weil sich jemand um mich gekümmert hat. Das ist meine Motivation! Ich helfe jetzt armen Kindern, lesen und schreiben zu lernen, damit sie eines Tages unabhängig sind. Dann können sie ihre Familien unterstützen und andere Menschen, die dringend Hilfe brauchen.“ Maya sagt es und lächelt. Sie hat ihren Weg gemacht, keine Frage.



Maya mit einem ihrer Schützlinge beim Lesenlernen



Keines der Kinder aus den Slums würde je eine Unterrichtsstunde mit Maya schwänzen.

*Die Friedensarbeit der
SOS-Kinderdörfer im Pulverfass
Naher Osten*

„Wir sind für alle Kinder da!“

Rund 25 Jahre nach dem Bürgerkrieg im Libanon ist wirklicher Frieden noch immer fern. 90.000 Menschen waren zwischen 1975 und 1990 dem eskalierenden Hass zwischen unterschiedlichen religiösen Gruppierungen zum Opfer gefallen. Und noch immer heizen politische Führer die Ressentiments zwischen den Gruppen an, noch immer detonieren ab und an Bomben in den Bezirken des jeweiligen Gegners.

Doch die Menschen haben weitgehend gelernt, miteinander zu leben. Die große Mehrheit der libanesischen Bevölkerung eint der Wunsch: „So etwas wie damals darf nie wieder vorkommen.“ So leben die Menschen in den Städten und Dörfern zunehmend miteinander. Dennoch weiß jeder, wo er sich befindet: Christen-Gebiet, muslimische Viertel, Hisbollah-Region, drusische Gegend...

In dieses empfindliche Gleichgewicht dringen nun seit rund fünf Jahren noch syrische Flüchtlinge ein, die



*Von SOS betreute Flüchtlingskinder auf
der Balkanroute*

aus ihrem Land fliehen mussten, um Leib und Leben zu retten. Heute schätzt man die Zahl der syrischen Flüchtlinge im Libanon auf 1,5 Millionen. Dabei hat der Libanon selbst nur rund fünf Millionen Einwohner.

Viele Libanesen beäugen die Flüchtlinge mit Argwohn. Könnte doch allein ihre schiere Menge das politische

Gleichgewicht im Lande ins Wanken bringen. Manche Stadt im Norden hatte einst 40.000 Einwohner. Nun ist es das Drei- bis Vierfache. Zudem gab es bereits Schießereien im Libanon, wenn geflüchtete Anhänger des syrischen Machthabers Bashar Al Assad auf Syrer stießen, die wegen der Bombardierungen des Regimes fliehen mussten.

In dieser höchst sensiblen Gemengelage ist selbst humanitäre Hilfe eine schwierige Angelegenheit. Die große Frage ist: Wem kann ich wie helfen, ohne zwischen die Fronten zu geraten? Es gibt viele libanesische Hilfsorganisationen, jede sorgt sich um ihre „Klientel“, würde aber niemals auf „der anderen Seite“ helfen.

Für die SOS-Kinderdörfer, die schon 1969 das erste der heute vier Kinderdörfer eröffneten, war diese Frage gemäß den Statuten Hermann Gmeiners stets klar: „Wir helfen allen Kindern in Not, egal, welcher Religion sie angehören!“ Das gilt bis heute und hat SOS im ganzen Libanon hohes Ansehen eingebracht.

Die Ortschaft Ksarnaba in der Bekaa-Ebene ist Schiiten-Gebiet. Die Hisbollah ist hier stark, bestimmt die lokale Politik und das gesellschaftliche Leben. Aber im Kinderdorf leben christliche, sunnitische und schiitische Kinder gemeinsam, lernen einander zu respektieren und die Unterschiede zu akzeptieren. Auch die

Menschen außerhalb des Kinderdorfs haben gelernt, dass dieses enge Zusammenleben keine Bedrohung, sondern eine Bereicherung ist. Als das Kinderdorf 2006 eröffnet wurde, waren nicht alle Nachbarn glücklich mit „so einem Durcheinander“. Aber Salman Dirani, der Dorfleiter, setzte sich durch. „Wir sind für alle Kinder da!“, betonte er ein ums andere Mal, wenn er auf Kritik traf. Dass er selbst aus Ksarnaba stammt und Schiit ist, trug zu seiner Glaubwürdigkeit bei. Inzwischen nimmt niemand mehr Anstoß an solchen Ideen. Die Gesellschaft von Ksarnaba hat sich geändert, ist offener geworden.

„Nun muss sich die Gesellschaft auch den Syrern öffnen“, sagt Salman Dirani. In der Bekaa-Ebene sind rund 600.000 syrische Flüchtlinge untergekommen. Die meisten leben in kleinen Zeltcamps unter erbärmlichen Zuständen. Viele der syrischen Kinder gehen nicht zur Schule. So wie die Kinder von Khalfa. Die 43-Jährige lebt seit fast fünf Jahren in dem Flüchtlingscamp in der Nähe von Ksarnaba. Sie stammt aus Aleppo, ihr Mann wurde im ersten Jahr des Krieges von einer Granate getötet. Keines ihrer fünf Kinder hat je eine Schule von innen gesehen.

„Wir laufen Gefahr, eine ganze Generation junger Syrer zu verlieren“, sagt Salman Dirani. Zwar hat die libanesische Regierung die Schulen für die syrischen

Kinder geöffnet. Allerdings verhindert oft die entsetzliche Armut der Flüchtlingsfamilien, dass die Kinder zur Schule gehen: Wie kommt mein Kind in die Schule, wenn ich mir den Bus dahin nicht leisten kann? Wie kann ich meinen Kindern Hefte oder gar Bücher kaufen? „Wir alle hier im Libanon müssen viel mehr tun, auch wenn der Libanon ein armes Land ist“, sagt Salman Dirani. „Wer soll Syrien aufbauen, wenn es Frieden gibt und die Jugend nicht ausgebildet ist?“

Ortswechsel: Östlich von Beirut, hoch im Libanongebirge, liegt die kleine Ortschaft Khenshara. Dort



Ein bei den Kindern enorm beliebtes Fahrzeug: der SOS-Schulbus

befindet sich das SOS-Kinderhaus. Hier werden syrische Flüchtlingskinder aufgenommen, die ohne Eltern unterwegs sind oder deren Eltern so arm oder durch den Krieg gebrochen sind, dass sie sich nicht mehr adäquat um ihre Kinder kümmern können. Die Kinder werden im SOS-Kinderhaus aufgezogen, erhalten Unterricht und werden, da viele schwer traumatisiert sind, psychologisch betreut. Für die Kinder ohne Eltern sucht SOS nach Verwandten. Die Kinder spielen, können wieder fröhlich sein, lernen etwas.



Auch die Kinder in den SOS-Kinderdörfern setzen sich mit dem Thema Flucht auseinander.



Eine Mitarbeiterin des SOS-Kinderhauses kümmert sich liebevoll um syrische Flüchtlingskinder.

Das SOS-Kinderhaus im Libanon: ein Modellprojekt

„Es gibt wohl tausende syrische Kinder im Libanon, die ohne den Schutz der Eltern hier sind, die arbeiten müssen, womöglich geschlagen oder missbraucht werden und nicht zur Schule gehen können“, erklärt Afifa Arsanios, die Präsidentin von SOS-Libanon. „Wir müssen uns um diese Kinder kümmern“, sagt sie bestimmt. „Erstens ist es eine Frage der Menschlichkeit und zweitens beginnt hier bei den Kindern schon die Arbeit für den Frieden: Schlecht ausgebildete Kinder werden als junge Erwachsene anfällig für radikale Ideen sein. Wenn wir den Kindern jetzt helfen, sie psychologisch betreuen und dafür sorgen, dass sie eine Schulbildung erhalten, werden sie später hoffentlich den Frieden leben.“

Wie die kleine Amal dem Schattendasein entkam

Amal ist zurückhaltend. Dem Fotografen gönnt die niedliche Dreijährige nur ein kurzes Lächeln und wendet sich dann wieder ihren Spielkameraden zu. Mit ihnen spielt sie ausgelassen, quietscht herum und strahlt übers ganze Gesicht.



Zwei Herzen schlagen in Amals Brust: Einerseits ist sie schüchtern, andererseits aber auch sehr neugierig.

In die Wiege gelegt wurden ihr Fröhlichkeit und Ausgelassenheit nicht. Amal ist eines der Kinder im Libanon, die normalerweise in eine düstere Zukunft blicken: uneheliche Kinder. Die Libanesen sind ein herzliches Volk. Sie sorgen sich sehr um ihre Familie und sind ausgesprochen gastfreundlich, was sich nicht zuletzt in der aktuellen Flüchtlingskrise zeigt. Doch wenn es um das Tabu der unehelichen Kinder geht, denken und handeln Teile der libanesischen Gesellschaft noch sehr konservativ. Uneheliche Verbindungen darf es nicht geben, also darf es auch keine unehelichen Kinder geben. Da die jungen Libanesen wie allerorts ihre Jugend genießen wollen und Verhütungsmittel nicht leicht zu bekommen sind, kommt es immer wieder zu ungewolltem Schwangerschaften. Aus dieser Misere gibt es in der Regel nur einen Ausweg: sofort heiraten! Das war auch im Deutschland der 1950er Jahre nicht anders.

Doch was tun, wenn eine Verbindung der beiden jungen Menschen nicht zustande kommt? Abtreibung ist im Libanon gesetzlich nur zulässig, wenn das Leben der Mutter in Gefahr ist. Kommt das Kind dann zur Welt, hat es vor allem in den noch von Stammesgesetzen beherrschten Gegenden ein schreckliches Leben. Niemand kümmert sich um solche Kinder und ihre Familien behandeln sie lieblos. Oftmals bekommen sie nicht einmal einen Namen. Zur Schule können sie



*Die damals einjährige Amal und ihre SOS-Mutter:
ein Foto aus 2014*

nicht gehen, denn wer keinen Namen hat, hat auch keinen Ausweis. Und wer keinen Ausweis hat, der existiert offiziell gar nicht und kann deshalb nicht zur Schule gehen. Diese Kinder haben keine Rechte. Sie leben ein Schattendasein.

Auch Amal wäre vermutlich so aufgewachsen. Doch ihre Mutter hielt wohl die Schwangerschaft geheim. „Ich weiß nicht viel von der Mutter“, erzählt Salman



Auch SOS-Dorfleiter Salman Dirani ist für Amal eine wichtige Bezugsperson.

Dirani, der Leiter des SOS-Kinderdorfs Ksarnaba in der Bekaa-Ebene. Alle im Dorf nennen ihn nur „Ammo Salman“ – Onkel Salman. Sein Ruf ist weit verbreitet in der Bekaa-Ebene. Jeder weiß: Salman nimmt alle Kinder auf. „Ich liebe Kinder“, sagt er. „Ich wollte eigentlich hundert Kinder, aber meine Frau wollte nur zwei.“ Er lächelt verschmitzt. „Also wurde ich Leiter des SOS-Kinderdorfs und bin so an ‚meine‘ hundert Kinder gekommen.“

Vermutlich hatte Amals Mutter von „Onkel Salman“ erfahren. Denn im März 2013 lag ein nur wenige Tage altes Mädchen vor dem Tor des Kinderdorfs. Nicht das erste Neugeborene, das dort lag. Salman nannte sie Amal – Hoffnung.

„Rund drei Wochen, nachdem Amal vor unsere Tür gelegt wurde, kam eine junge Frau“, erzählt Salman. „Sie war aus dem Norden, wo das Gesetz der Stämme noch gilt. Sie druckste herum und fragte indirekt nach Amal, ohne zu sagen, dass sie die Mutter ist. Wir haben sie mit Amal zusammengebracht, sie hielt die Kleine ein bisschen und ging dann weinend. Sie sagte noch, sie werde wiederkommen. Ich versicherte ihr, dass sie hier im Kinderdorf jederzeit willkommen sei, aber ich habe sie nie mehr gesehen.“ Ein paar Wochen später, erzählt Salman weiter, habe die junge Frau angerufen und gesagt, dass es für sie zu gefährlich sei, Kontakt mit Amal zu halten und dass das Kind im Kinderdorf gut aufgehoben sei. „Daraufhin habe ich nichts mehr von ihr gehört.“

So kommt es, dass Amal kein Schattendasein führt, sondern als selbstbewusstes und glückliches kleines Mädchen im Kinderdorf aufwächst. Sie ist lebenslustig, wird von ihrer SOS-Mutter und den SOS-Geschwistern geliebt, wird später in die Schule gehen und eine Ausbildung machen oder studieren. Alles steht ihr offen.



SOS-Mutter Nyanyul (rechts) und eine Kollegin genießen das Leben in ihrem neuen Zuhause.

Als Ende 2013 der Bürgerkrieg im Südsudan begann, da glaubte SOS-Mutter Nyanyul noch an die Menschlichkeit, auch unter den Kämpfern. „Ich war davon überzeugt, dass wir im SOS-Kinderdorf Malakal sicher wären und weder Rebellen noch Soldaten jemals ein Zuhause für elternlose Kinder überfallen würden.“ Man könnte diese Hoffnung als naiv bezeichnen, aber tatsächlich hat sich in der Praxis immer wieder gezeigt: Dadurch, dass die SOS-Kinderdörfer in den Ländern gut verankert und hoch angesehen sind, genießen sie oft großen Schutz – auch in Krisenfällen.

Bis die Gewalt eskaliert, wie im Februar 2014 im Südsudan: Nachdem die Kämpfe zwischen den Truppen der Regierung und den Rebellen immer näher gekommen waren, hörte man die Gewehrsalven und Raketen plötzlich in unmittelbarer Nähe des Dorfes. Samuel, ein zwölfjähriger Junge, erinnert sich: „Ich hatte furchtbare Angst! Keiner wusste, wer auf wen schießt. In unserem Haus traute sich keiner mehr, ein Wort zu sagen. Ich versteckte mich unter meinem Bett.“

Dann drangen die Rebellen ins Kinderdorf ein. Nyanyul, die Sprecherin der SOS-Mütter im Dorf, stellte sich mit all ihrem Mut vor die Männer und erklärte mit fester Stimme: „Dies ist ein Ort für verlassene Kinder! Bitte verschont uns und zerstört unser Zuhause nicht!“ Einige der Kämpfer hörten ihr zu, andere scherten sich

nicht um ihre Worte. Samuel erzählt: „Sie zwangen die Mütter, Geld und Wertsachen herauszugeben. Ich war in Panik und fürchtete, dass sie meine Mutter erschießen.“

Schließlich zogen die Rebellen ab – und kamen kurz darauf ein zweites Mal wieder. Sie stürmten das Kinderdorf, nahmen alles mit, was sie kriegen konnten, plünderten das Büro des Dorfleiters, bedrohten die Mitarbeiter. Spätestens jetzt war klar, dass dies kein sicherer Ort mehr war!

Mütter, Kinder und Mitarbeiter packten eilig das Nötigste zusammen und machten sich auf den Weg zu dem einzigen Zufluchtsort in Malakal: dem Flüchtlingslager der Vereinten Nationen. Begleitet von bewaffneten Verwandten von SOS-Mutter Nyanyul kamen sie heil an. Im UN-Quartier befanden sich bereits Zehntausende weiterer Flüchtlinge, die hier vor den plündernden und mordenden Truppen Schutz gesucht hatten.

Ein Ort der Entspannung war aber auch das UN-Quartier für die SOS-Mütter nicht – ganz im Gegenteil. Nyanyul sagt: „Wir hatten zu wenig Wasser und zu wenige Toiletten. Ich hatte furchtbare Angst, dass die Kinder krank werden. Außerdem war es kaum möglich, bei dieser Masse an verschreckten Menschen unsere Kinder im Auge zu behalten, und wir Mütter

waren ständig in Sorge, dass uns eines abhandenkommen würde.“ Auch vor den Rebellen fühlte man sich nicht wirklich sicher: Wer wollte garantieren, dass sie nicht auch hier gewaltsam vordringen würden? Manche der Mütter machten nachts kein Auge zu.

Gleichwohl war ihr Vertrauen in die Verantwortlichen der SOS-Kinderdörfer ungebrochen. Nyanyul sagt: „Ich hatte zwar keine Ahnung wie, aber ich wusste, dass sie einen Weg finden würden, uns herauszuholen.“

Schon seit Tagen war in Malakal kein Flugzeug mehr gelandet, dennoch bekam Nyanyul plötzlich aus dem SOS-Büro in der Hauptstadt Juba die Anweisung, dass sich Kinder und Mütter fertig für die Evakuierung machen sollten. Tatsächlich: Ein Flugzeug der Vereinten Nationen war nach Malakal gekommen, um sie abzuholen und nach Juba zu bringen. 92 SOS-Kinder und ihre Mütter konnten zum ersten Mal seit langem wieder aufatmen.

Angekommen in der Hauptstadt bezogen die SOS-Familien Quartier in einem angemieteten Haus. Viele der Kinder waren dehydriert und hatten deutlich an Gewicht verloren, manche waren traumatisiert von den lebensbedrohlichen Erfahrungen der letzten Wochen. Ein Traumaexperte der SOS-Kinderdörfer wurde aus Nairobi eingeflogen, um ihnen zu helfen, Ärzte

unterstützten ihren Genesungsprozess. So wurde alles getan, um den Kindern wieder ein normales Leben zu ermöglichen. Bald schon konnten die älteren Kinder wieder in die Schule, die jüngeren in den Kindergarten gehen.

Die SOS-Kinderdörfer im Südsudan haben mittlerweile im Umland von Juba ein provisorisches SOS-Kinderdorf errichtet. Die Familien können hier zwei Jahre bleiben.

Das in traditioneller Bauweise errichtete Lehmhütten-Kinderdorf entstand in nur wenigen Tagen. Möglich war dies auch deshalb, weil sich die SOS-Mütter bei der Planung einbrachten. „Ich machte mir große Sorgen um unsere Kinder nach all dem, was sie erlebt hatten. Die ständigen Schießereien in Malakal und die schlimmen Zustände im Flüchtlingslager – das waren sehr schwierige Monate. Im Lehmhüttenort kamen wir endlich wieder zur Ruhe“, erinnert sich SOS-Mutter Nyanyul.

Allerdings kämpfen die SOS-Familien mit stark gestiegenen Lebensmittelpreisen, die oftmals eine Hungersnot nach sich ziehen. Schwere Gefechte im Land hatten den Bauern das Bestellen ihrer Felder teils unmöglich gemacht, was zu großen Ernteeinbußen führt. „Wir zahlen auf dem Markt bis zum Dreifachen



Das provisorische SOS-Kinderdorf in Juba, Südsudan

des üblichen Preises für Getreide und Gemüse“, berichtet eine SOS-Mitarbeiterin. Die Vereinten Nationen erklärten die Nahrungsmittel-Krise im Südsudan zur „schlimmsten der Welt“.

Eine weitere Herausforderung für die Menschen in dieser Region sind die Moskitos. Zum Glück sind die SOS-Familien gegen die alljährliche Malaria-Bedrohung während der Regenzeit gut gewappnet. Damit Kinder und Mitarbeiter gesund bleiben, haben alle Betten im Lehmhüttdorf Moskitonetze. Außerdem sind alle Wege mit Kies aufgeschüttet, damit die Moskitos keine neuen Brutstätten finden.

Die SOS-Familien von Juba meistern ihr Leben mit Bravur – Hauptsache, ein friedliches Zuhause!

Das Symbol am weltweit ersten SOS-Familienhaus neu interpretiert

Die Friedenstaube

Das weltweit erste Haus, in das eine SOS-Familie einzog, ist das Haus Frieden im SOS-Kinderdorf Imst. Am Haus ist bis heute eine Friedenstaube verewigt, dieses in aller Welt bekannte Symbol für den Frieden. Es erinnert einerseits an die Entstehung der SOS-Kinderdörfer kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs, als sich Millionen Waisenkinder verzweifelt ein neues Zuhause wünschten. Gleichzeitig steht es für den Friedensgedanken, der von einem kleinen Ort in Tirol aus rund um die Welt zog und heute in über 560 SOS-Kinderdörfern gelebt wird.

Die Imster Taube hat den biblischen Olivenzweig im Schnabel. Noah schickte der Überlieferung nach während der Sintflut drei Tauben aus: Die erste kam unverrichteter Dinge wieder zurück, die zweite kehrte mit einem frischen Olivenzweig im Schnabel zurück, die dritte blieb verschwunden, woraus Noah schloss, dass das Wasser schon genug gesunken war, um die Sintflut als beendet zu betrachten. Warum vertraute Noah ausgerechnet auf Tauben? Das liegt wohl an deren ausgezeichnetem Orientierungssinn und an ihrer Heimmattreue. Inmitten einer unermesslichen Wasserfläche





*Zwei Brüder aus dem SOS-Kinderdorf Bethlehem,
Palästina*

zurück zur im Weltmeer treibenden Arche zu finden ist keine geringe Herausforderung.

Die Frage „Was ist Frieden?“ ist schwer zu beantworten, nur die Frage „Was ist Liebe?“ ist wohl eine noch größere Herausforderung. Womöglich ist Frieden ein Zustand, der zwar angestrebt werden, aber nicht dauerhaft hergestellt werden kann, nicht unter Menschen. Jedenfalls nicht umfassend. Nicht einmal im Kopf. Frieden bedeutet vielleicht, dass jeder Mensch genug Raum hat – physisch, geistig, emotional –, um seine wichtigsten Bedürfnisse zu stillen und das Gefühl zu haben, im Wesentlichen selbst sein Leben gestalten zu können. Zufriedenheit. Das kann kein Dauerzustand sein, denn das Leben bringt es mit sich, dass sich die eigenen Bedürfnisse und Wünsche immer wieder mit jenen anderer Menschen überschneiden. Frieden ist deshalb untrennbar mit Gerechtigkeit verbunden. Doch was ist „gerecht“? Das hängt immer vom eigenen Standpunkt ab, von den eigenen Werten. Frieden kann auch nicht einfach Abwesenheit von Konflikten sein, sondern viel eher die Fähigkeit, Konflikte auszutragen und zu lösen, Mitgefühl zu empfinden und nicht zu verurteilen, nicht den eigenen Standpunkt als mehr wert oder richtiger als den eines anderen zu betrachten.

Also neu gefragt: Was macht eine Friedenstaube aus? Eine Friedenstaube braucht Mut, um ins absolut Unbekannte zu fliegen, allein. Sie braucht Klarheit, bebraucht sie sich doch weder daran, dass sie für andere ihr Leben riskiert, noch erwartet sie eine Belohnung oder findet sich wertvoller als andere. Sie fliegt um des Lebens willen, des Lebens an sich, das in jedem Käfer, jeder Blume, in jedem einzelnen Atom steckt. Eine Friedenstaube spürt oder weiß, dass alles gleich viel wert ist, dass es vor allem das innere Erleben ist, das uns eine Situation schrecklich oder wunderbar oder langweilig finden lässt. Es kommt vor allem darauf an, wie (angst-)frei man im Kopf ist. Und letztlich braucht sie Vertrauen, die innere Sicherheit, die keine Alarmanlage, kein Zaun, keine Festung Europa und kein Bankkonto herstellen oder ersetzen kann. Der Begriff Gottvertrauen drängt sich einem auf, unerheblich davon, ob man nun gläubig ist oder nicht. Das sichere Gefühl, dass mein Leben wirklich von mir gelebt werden kann, dass es mich nicht überfordern wird und dass ich einen Platz im Universum habe.

Wir haben die Imster Friedenstaube als Symbol für die SOS-Kinderdörfer weltweit neu interpretiert. Am wichtigsten war dabei der Aspekt „Mut“. Also der Moment des Abflugs, wo eine Idee, ein Gedanke in die Tat umgesetzt wird. Ganz alleine aufzustehen und etwas zu tun, sich aus der Sicherheit der Bindungen

herauszuwagen – dieser erste, schwerste Schritt raus aus der Komfortzone. Deshalb befindet sich die Taube im Abflug, die Füße noch im Untergrund verhaftet, der Blick schon fokussiert nach vorne gerichtet.



*SOS-Friedenstaube, neu interpretiert von
Maria Weinhofer*

Herausgeber:

SOS-Kinderdörfer weltweit

Hermann-Gmeiner-Fonds Deutschland e.V.

Ridlerstraße 55, D-80339 München

Telefon: 0800/50 30 300 (gebührenfrei)

freunde@sos-kinderdoerfer.de

www.sos-kinderdoerfer.de

Vorstand: Petra Horn, Ulla Sensburg, Dr. Wilfried Vysložil

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:

Natalie Marie Bayerl

Lektorat: Adelheid Miller

Gestaltung: Maria Weinhofer, www.grafikmanufaktur.at

Textbeiträge: Natalie Marie Bayerl, Wolfgang Kehl, Kornelia
Maier, Benjamin Pahlich, Cornelia Redl, Florian Staudt, Maria
Weinhofer, Louay Yassin

Bildbeiträge: Carole Alfarah, Robert Fleischanderl, George
Hakim, Katerina Ilievska, Rose Iyadede, Anne Kahura, Barbara
Mair, Ayoze O' Shanahan, Benjamin Pahlich, Cornelia Redl,
Florian Staudt, Viktor Trager, Maria Weinhofer, Louay Yassin,
Carol Yepes / Getty Images

*Foto auf der Rückseite: Von SOS betreutes
Flüchtlingskind auf der Balkanroute*



Unser Spendenkonto:

IBAN: DE22 4306 0967 2222 2000 00

BIC: GENODEM1GLS • GLS Gemeinschaftsbank

www.sos-kinderdoerfer.de



SOS
KINDERDÖRFER
WELTWEIT